

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1847) Unterhaltungsblatt

46 (22.6.1847)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 22. Juni 1847.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^{ro.} 46.

Geheimnisse einer Kapelle.

Von Alexander Dumas.

In der Nähe von Syracus steht eine alte gothische Kapelle, die der Familie San Florido gehörte und hauptsächlich als Familienbegräbnis diente. Im Jahre 1783 lebten noch zwei männliche Sproßlinge dieser Familie, der Marchese und der Graf von San Florido. Der Marchese wohnte in Messina, der Graf in Syracus. Der Marchese war Wittwer und kinderlos und hatte nur zwei Diensteute bei sich, das ehemalige Kammermädchen seiner Frau, Teresina, die etwa zwanzig Jahre zählte, und einen Mann von etwa dreißig Jahren, Gaetano Cantarello. Der Marchese wurde ein Opfer des Erdbebens von 1783; das Dach seines Palastes stürzte ein und ein Balken erschlug ihn; die beiden Diensteute entkamen. Der Graf von San Florido wurde nun das Haupt der Familie und erbte den Titel wie das Vermögen seines Bruders. Mit dem Marchese war ein auf die Kapelle bezügliches Geheimniß verloren gegangen und überdies vermiste der Erbe 50 bis 60,000 Ducati. Cantarello, der für das Muster eines treuen Dieners galt, war darüber untröstlich, weil er meinte, man könnte ihn beschuldigen, das Geld entwendet zu haben. Er wollte Niemanden mehr angehören, nachdem er einen so guten Herrn verloren, und versicherte auf Befragen, von dem Geheimnisse in Bezug auf die Kapelle nichts zu wissen. Er zog sich in die Gegend von Catania zurück und man hörte nichts wieder von ihm.

Zehn Jahre waren seit diesem Ereignisse vergangen und der Graf, nun Marchese, der den Palast in Messina wieder hatte aufbauen lassen, wohnte im Sommer in Messina, im Winter in Syracus; am Jahrestage des Unglücks aber ließ er Abends um neun Uhr in der Familienkapelle eine Messe für die Ruhe der Seele seines Bruders lesen. Im zehnten Jahre sollte dieser Messe der junge Graf Don Ferdinand von San Florido beiwohnen, der achtzehn Jahre alt geworden war und seine Studien beendigt hatte.

Don Ferdinand wußte, daß er einen der schönsten Namen trug und einst eines der größten Vermögen des Landes erben sollte. Er war ein schöner junger Mann mit rabenschwarzem Haar, das leider unter dem Puder verschwand, welchen man damals trug, mit schwarzen Augen, einer griechischen Nase und Zähnen wie Perlen; er gieng stolz einher, scherzte, wie es die damalige Zeit verlangte, über alles Heilige, ritt und socht meisterlich und schwamm wie ein Fisch.

An dem bestimmten Tage brach die Familie mit ihrer Dienerschaft nach der Kapelle auf und der junge Graf, der nichts darin fand, was seine Aufmerksamkeit hätte beschäftigen können, setzte sich in einen Beichtstuhl, in welchem er einschloß. Nach Beendigung der Messe suchte ihn die Mutter überall vergebens, mußte aber, da sie an Gehorchen gewöhnt war, mit ihrem Gemahl in den Tragsessel steigen und die Rückreise antreten, ohne zu wissen, was aus ihrem Lieblinge geworden sei.

Unterdeß schlief der junge Graf fort bis früh um zwei Uhr. Da dehnte er sich, gähnte, rieb sich die Augen und wollte sich auf die andere Seite herum legen, da er sich in

seinem Bette zu befinden glaubte, aber dabei stieß er sich an den Kopf. Das machte ihn völlig munter. Anfangs sah er verwundert um sich und wußte nicht, wo er war; allmählig aber sammelte er die Gedanken; er erinnerte sich der Reise, der Kapelle und des Augenblicks, als er ermüdet sich in den Beichtstuhl gesetzt hatte, in dem er eingeschlafen und jetzt erwacht war. Das übrige errieth er. Er schritt schnell nach der Thüre zu, fand sie aber verschlossen. Da zog er aus der Tasche seine Repetiruhr, und ließ sie schlagen; es war halb drei Uhr. Er konnte also nichts Besseres thun, als in den Beichtstuhl zurückzukehren und die Nacht vollends zu verschlafen.

Er war bereits wieder in des Geistes Zwielficht verfallen, als das Gehör, der Sinn, welcher zuletzt einschlief, ihm das Geräusch einer sich öffnenden Thüre zutrug. Der Graf richtete sich sogleich auf, sah in die Kirche hinein und bemerkte im Scheine einer Laterne einen Mann, der sich vor dem Seitenaltare zunächst an dem Beichtstuhle bückte. Fast in demselben Augenblicke richtete der Mann sich wieder auf, hielt die Laterne an das Gesicht und blies das Licht aus; dann hüllte er sich in einen halb italienischen, halb spanischen Mantel, schritt so leise als möglich durch die Kapelle, kam dabei so dicht an dem Grafen vorbei, daß er ihn hätte berühren können, öffnete die Thüre, trat hinaus und schloß sie hinter sich wieder zu.

Don Ferdinand war stumm und unbeweglich auf seinem Plaze geblieben, halb aus Furcht, halb aus Ueberraschung. Der junge Graf gehörte nicht zu jenen Eisenfeelen, wie man sie in Romanen trifft, er war keiner jener Helden, die, wie Nelson, im fünfzehnten Jahre fragen, was die Furcht sei. Nein, er war ein gewöhnlicher junger Mann, aber gläubig, wie man es in Sicilien ist und wie man es überall wird, wenn man sich in der Nacht allein in einer einzeln stehenden Kapelle befindet, mit Gräbern unter, mit einem Altar vor und Todtenstille um sich. Obgleich also Don Ferdinand die Hand an den Degen gelegt hatte, um sich zu vertheidigen, so sah er es doch gar nicht ungern, daß die Gestalt, die ihn im Schlummer gestört hatte, sich entfernte, ohne ihn zu bemerken. Im Scheine der Laterne hatte er in der Person im Mantel einen hochgewachsenen, vierzig bis fünf und vierzig Jahre alten Mann erkannt, dem der schwarze Bart ein finstres ernstes Aussehen gab. Ein Fremder konnte indeß nur in schlimmer Absicht so in eine Kapelle gehen, in der er offenbar nichts zu schaffen hatte.

Daß von Weiterschlafen nun nicht mehr die Rede seyn konnte, versteht sich wohl von selbst; Don Ferdinand verbrachte den noch übrigen Theil der Nacht mit offenem Ohr und Auge, mit tausend Muthmaßungen beschäftigt. Er erinnerte sich der Familiensage, die von einem unterirdischen Gewölbe erzählte, in welchem ein verbannter und zum Tode verurtheilter Marchese von San Florido beinahe zehn Jahre zugebracht haben sollte; aber er wußte auch, daß sein Oheim gestorben war, ohne das Geheimniß von dem unterirdischen Gewölbe irgend Jemanden anzuvertrauen. Diese Erinnerung, so unvollständig und unklar sie auch war, warf indeß doch einen Lichtstrahl in das Dunkel, das den jungen Grafen

umhüllte; er glaubte, jenes Geheimniß hätte wohl zufällig entdeckt werden können. Die erste Folge dieser neuen Idee war die Muthmaßung, daß jenes Gewölbe der Zufluchtsort einer Räuberbande geworden sei und daß er den Hauptmann derselben gesehen habe; bald aber fiel es ihm ein, daß man seit langer Zeit nichts von einem bedeutenden Raube oder von einem Morde in der Umgegend gehört hatte, und er mußte also diese Vermuthung wieder aufgeben.

Während so der junge Graf mit allerhand Muthmaßungen sich beschäftigte, war die Zeit vergangen und der Tag begann zu grauen, und er glaubte, wenn er das seltsame Abenteuer ergründen wolle, dürfe er sich nicht bei der Kapelle sehen lassen. Er stieg deshalb in dem Halbdunkel in ein Fenster hinauf, öffnete dasselbe, sprang auf der Außenseite hinunter und kam in dem Augenblicke nach Syracus, als man die Thore öffnete. Der Portier im Palaste seines Vaters versprach, für ein gutes Trinkgeld, dem Marchese zu sagen, der junge Graf sei bald nach ihm angekommen.

Der Marchese beruhigte sich wirklich dabei, nicht so die Mutter Ferdinands, die bis an den Morgen gewacht und ihren Sohn hatte zurückkommen hören; sie hütete sich aber wohl, etwas davon zu sagen, damit ihr Liebling nicht gescholten werde. Ermuthiget durch die Nachsicht seines Vaters äußerte Ferdinand bei dem Frühstück seinen Wunsch, in den Pantanelli zu jagen. Der Marchese hatte nichts dagegen, der junge Graf nahm sein Gewehr, seinen Hund und den Schlüssel zur Kapelle und gieng mit dem Versprechen, seiner Mutter einige Schnepfen mitzubringen.

Der Graf gieng durch die Pantanelli, um sich und seinen Hund zu beschmutzen, schoß nach einigen Schnepfen, die er nicht traf, begab sich sodann nach der Kapelle und trat ein. Zuerst schritt er nach dem Beichtstuhle, in dem er geschlafen hatte, dann blickte er nach dem Altare, vor welchem der Mann im Mantel sich gebückt hatte. Er suchte hier überall, um irgend einen Ausgang zu finden, aber vergebens. Rechts von dem Tabernakel indeß schnoberte sein Hund unablässig an der Wand, als habe er eine Fährte gefunden, und sah seinen Herrn klug an. Don Ferdinand, der den Instinct des treuen Thieres kannte, zweifelte nicht, daß der Unbekannte aus diesem Theile der Mauer herausgekommen sei, aber wie aufmerksam er auch hinsah, er erblickte nicht die geringste Spur von einer Oeffnung, so daß er nach langem vergeblichen Suchen die Kapelle in der Besorgniß verließ, das Geheimniß durch gewöhnliche Mittel nicht ergründen zu können. Er entschloß sich deshalb sogleich zu dem, was ihm allein übrig blieb, nämlich die Nacht nochmals in der Kapelle zu bleiben und den Mann im Mantel zu beobachten. Dieser Plan machte einige Vorbereitungen und eine solche Unabhängigkeit und Freiheit nöthig, die er in Syracus nicht hoffen konnte.

Auf dem Nachhausewege gieng er wieder durch die Sämpfe, wo er diesmal einige Schnepfen schoß. Diese Beute brachte er seiner Mutter und erklärte dabei, er habe sich bei dieser Jagd so gut unterhalten, daß er mit Erlaubniß seiner verehrten Eltern einige Tage in dem kleinen Schlosse Belvedere zubringen gedenke, um sich ganz dem Vergnügen der Jagd widmen zu können. Der Marchese hatte nichts dagegen einzuwenden, da die Jagd ja ein ganz aristokratisches Vergnügen ist, und die Mutter Ferdinands mußte schweigen.

Noch denselben Abend war der junge Graf in dem Landhause seines Vaters, das kaum fünfhundert Schritte von der gothischen Kapelle lag. Zuerst suchte er Erkundigungen einzuziehen, die ihm jedoch nichts Besonderes mittheilten. Man erinnerte sich wohl, von Zeit zu Zeit in Belvedere einen Mann gesehen zu haben, auf den die Beschreibung des jun-

gen Grafen paßte, aber man kannte ihn nicht. Der Gärtner versprach, sich weiter über denselben zu erkundigen. (Fortsetzung folgt.)

Kazennusik.

Vor nicht gar langer Zeit versiel ein erfinderischer Kopf in Konstantinopel auf den Gedanken, ein neues Instrument anzufertigen. Nach langem Hin- und Hersinnen nahm er hierzu Kazen, von dem würdevollen, dickköpfigen, baßnurenden Kader an, bis zu dem discantmauenden Cyperschöpfkäzchen herunter. Diese Kazentonleiter sperrte er in einen mit Scheidewänden versehenen Kasten, dergestalt, daß jede eine Zelle für sich bekam, der respectable Schwanz einer jeden aber aus einer dazu angebrachten Oeffnung heraubaumelte. Riß er nun heftig, wie ein Dorfschulmeister an den Registern seiner Orgel, an einem solchen Schwänze, so ward die gehörige Pertinenzkaze ärgerlich und miaute. So zog er rührende Choräle aus dem Kasten, ja mit Hilfe seiner Lehrlinge rupfte er, trotz List, vierhändige Sonaten heraus und freute sich darüber gar sehr. Als nun der Geburtstag des Sultans eintrat, begab er sich mit dem neuen Instrumente zu demselben und zerrte daraus die bekannte Hymne: Gummi elasticum, Gummi elasticum &c., was offenbar andeuten sollte, der liebe Gott möge dem Sultan ein gummielasticumartiges, poetisch ausgedrückt: ungemein langes, zähes Leben verleihen. Der Sultan lächelte huldreich und geruhte dem Erfinder ein Doktordiplom auszuwirken und einen Ehrensäbel umzuhängen. Ja, die Studenten in Konstantinopel spannten sich sogar vor den Kazenkasten und zogen ihn eigenhändig in das Hotel des Erfinders. — Seitdem ist es Mode geworden, einem Manne, wenn er sich so viel Verdienste um ein Land erworben hat, wie der Sultan, eine Musik mit Kazen darzubringen. Fehlt es aber an einem ordentlichen Instrumente, so nimmt man die Kazen, wie man sie bekommt, und zerrt an ihnen und läßt sie quäcken, und wenn gar keine Kazen da sind, so quäckt man selber wie eine Kaze. Man sieht also, wie sehr diejenigen irren, die da meinen, die Kazennusik wäre eine Musik für Kazen, da sie doch im Gegentheile eine für achtbare Männer ist.

Die Erfindung ist aber nicht neu.

Um den finstern, menschenfeindlichen König Ludwig XI. zu erheitern, erfand ein sinnreicher Höfling einen wie oben beschriebenen Kasten, in welchen er jedoch statt der Kazen — Schweine, vom kleinsten Ferklein an bis zur großen Maßsau hinauf, je nach der Stimmhöhe, sperrte und dergestalt, daß er zwei volle Octaven zusammenbrachte. Er hielt sich auch nicht an die resp. Schwänze der Schweine, denn mit klügerer Berechnung, als der türkische Nachahmer, sah er ein, daß die am Schwanz gezerrten Thiere wohlweislich denselben durch die Oeffnung einziehen würden und demnach mancher Ton versagen dürfte. Er brachte derothalben oberhalb jedes einzelnen Kästchens ein Griffbrett mit Stacheln an, welche letztere in den Kasten hinein ragten, und auf den Rücken des betreffenden Animals reichten. Diese Tasten nun berührte er mehr oder minder stark und entlockte auf diese Art dem Kasten jeden gewünschten und erforderlichen Ton. Der Höfling soll es seiner Zeit zu einer erstaunlichen Virtuosität auf diesem Instrumente gebracht und den Namen eines List erworben haben. Sothane Musikkunst — er spielte unter Anderem auch die französische Nationalhymne — ergötzte den König dermaßen, daß er sich vor Lachen ausschütten wollte. Er lachte auch bis zu seinem Tode nie wieder! —

Und darum, wenn heutzutage ein Dirigent unzufrieden mit seinem Orchester ist, oder wenn ein Musikkenner ärgerlich das Concert verläßt, wo eben eine neue Simphonie aufgeführt

worden ist, und ausrust: „Das ist eine Schweinemusik!“ — so darf er nicht glauben, die Schweinemusik sei eine neue Erfindung: im Gegentheile, sie ist sehr alt!

Während des Kölner Carnevals haben sie vor einigen Jahren auf nicht minder sinnreiche Weise eine Art von Thiermusik, in Form eines Morgenständchens, erfunden und in Ausführung gebracht. Sie trieben nämlich am frühen Morgen einem allgemein geachteten Manne sämtliche vierbeinige Esel von Köln und der Umgebung vor das Haus, prägeln dieselben und zwingen sie so einen feierlichen Pöan an-

zustimmen, was, einige kleine Taktfehler abgerechnet, auch über Erwarten gelang.

Der Gefeierte aber war ein Mann von Lebensart und verstand die Huldigung nach Gebühr zu würdigen; er öffnete das Fenster und sagte zu den guten Freunden, welche die Esel herbeigeführt und auf sie loszuschlugen: „Ich danke Ihnen, meine Herren, daß Sie so zahlreich und mit Ihren Freunden und Verwandten gekommen sind, um mir die freundliche Ueberraschung zu machen;“ worauf die Esel und die Uebrigen befriedigt nach Haus gingen. —

Das Kind im Sarge.

Schon liegt den zweiten Abend
Das Kind im Leichenschrein,
Und eh' der dritte grauet,
Soll es begraben seyn.

Da tritt mit Blumenkränzen
Die Mutter in's Gemach; —
Ach! riefen Liebesworte
Den todten Liebling wach!

Sie wankt mit hast'gem Schritte
Izt an den offnen Sarg,
Der all' ihr Glück, das große,
Im kleinen Raume barg.

Sie küßt die kalte Leiche
So innig und so heiß,
Die nichts von Mutterliebe,
Von Mutterschmerzen weiß.

Sie drückt sie in die Arme
Und ruft so brünstig laut,
Wie sonst sie froh gerufen,
Den Namen lieb und traut.

Jedoch kein frohes Lächeln
Belebt den todten Blick;
Und in die Bahre legt sie
Das stumme Kind zurück.

Und um die kalte Stirne
Flicht sie den grünen Kranz,
So lacht in Grabesdunkel
Des Lebens frischer Glanz.

Und weiße Rosen streuet
Sie auf das weiß' Gewand,
Und legt mit frommem Beten
Dem Kinde Hand in Hand.

Dann läßt des Kammers Thränen
Sie auf die Blumen thau'n,
In diesem Perlenesmucke
Will sie den Engel schau'n.

Und als sie noch gekniet
Stumm vor dem Leichenschrein,
Geht sie hinweg und schluchzet:
„Ach, nur noch heute mein!“

Wie ward in schweren Träumen
Des Nachts der Mutter bang!
Der Morgen kam, da schreckt sie
Des Glöckleins dumpfer Klang.

Sie eilt zur Todtenkammer
In ihres Herzens Dual,
Sie will ihr Kind noch sehen,
Es ist ja das letzte Mal.

Und wie sie durch die Thüre
Im tiefsten Leide tritt —
Welch freudiges Entsetzen
Hemmt plöblich ihren Schritt!

Da saß in seinem Sarge
Das Kind so still und fromm,
Und spielte mit den Kränzen,
Und rief der Mutter: „Komm!“

Sie aber stürzt zur Bahre
Und jubelt fort und fort:
„Es lebt, mein Kindlein lebet
Hab Dank, du Gott, mein Hort!“

* Brodgewicht.

„Dir schmeckt das Essen, Lieb' und Schlaf.“ —
— Götthe.

Es ist freilich ein traurig Wort „sich ernähren“, sich zu mästen für die Schlachtbank des Todes; aber wir bedürfen nun einmal des Brodes eben so sehr als des Lichtes, so lange wir über und nicht unter der Erde sind. Darum wurden schon im grauesten Alterthum Isis, Ceres, Evander u. s. f. den Himmlischen beigezählt, um sich ihnen für die Brodbereitung, welche sie die Menschen gelehrt hatten, dankbar zu erweisen. Abgesehen vom Genuß, welcher wohlthuenenden Anblick gewährt uns nicht ein schön rund gleich dem Vollmond ausgegangener Laib Brod, dessen Rinde nicht zu braun, wie eine verbrannte Kaffeebohne, und nicht zu blaß, als ob der Laib bei Hof gedient hätte, aussieht! Ueberzeugen wir uns dann vollends beim Zertheilen des Brodes von der einladenden Lieblichkeit seines Geschmacks: wer möchte da nicht einen Blick des Dankes zum Himmel senden? Aber — aber! wie sinkt der Muth uns zu freuen, wenn wir das Gewicht zu leicht — gar zu federleicht finden! — Hier ist nicht der Ort, zu prüfen, ob *Uccum* Recht habe, welcher behauptet, daß 7 Pfund Mehl 10 Pfund Teig und diese $8\frac{3}{4}$ Brod geben, oder *Hermbstädt*, welcher sagt, daß man von 3 Pfund Mehl 4 Pfund gutes Brod backe. So viel aber ist gewiß, daß der den Bäckern für ein Pfund Brod bestimmte Preis keineswegs diese zu Klagen veranlassen sollte, und daß man noch fortan mit vollem Recht auf's volle Gewicht möglichst genau sehen sollte, und dies um so mehr, je mehr die Frucht im Preise ist. Der frühere Gebrauch, zum Behuf der Erleichterung polizeilicher Beaufsichtigung dem Brod einen Buchstaben oder anderes Merkmal einzudrücken, ist zu diesem

Zweck freilich weniger anzupreisen als der allenthalben einzuführende Verkauf des Brodes nach dem Gewicht.

Aus einem philosophisch-humoristisch-satirischen Lexikon.

(Fortsetzung.)

Menschenfeind. Unter diesem Namen verstehen einige Sittenlehrer gemeinlich diejenigen verdrüßlichen und mürrischen Leute, welche mit ihrem Schöpfer hadern, daß er sie zu Menschen gemacht hat, und welche niemals mißvergnügter sind, als wenn sie sich in Gesellschaft anderer Menschen befinden. Ich will nicht untersuchen, wie weit diese Sittenlehrer Recht haben. Ich glaube aber, daß noch eine andere Bedeutung des Worts Menschenfeind statt haben kann. Ich setze, und zwar vermöge der Erfahrung voraus, daß gemeinlich der Mensch nichts anderes ist, als ein Thier, welches nur sich für vollkommen, alle andere menschliche Thiere aber, die um dasselbe herum sind, für fehlerhaft und lächerlich hält; welches diejenigen Pflichten gegen andere niemals ausübt, die es doch von andern verlangt; welches glaubt, daß alles, was erschaffen ist, nur seinetwegen da ist; welches sich Mühe giebt, dasjenige zu scheinen, was es nicht ist; welches sehr mühselig lebt, um elend zu sterben; welches thöricht ist, weil es das Vermögen hat, vernünftig zu seyn, und welches nicht leiden kann, daß man ihm alle diese Wahrheiten vorsagt. Wer so verwegen ist, dies zu thun, der ist sein Feind. Menschenfeinde sind also Leute, welche die Wahrheit sagen. Ein häßliches Laster, wodurch man die glückselige Einbildung anderer Leute stört, und zugleich sein eignes Glück hindert. (Rabener.)

Menschlichkeit üben, ist zu jeder Zeit ein süßes Geschäft; aber am Süßesten dann, wenn das Herz voll Harm ist. Unglücklichen, als wir selbst sind, beistehen, ist ein Mittel, unsern eignen Schmerz zu mildern. —

Mißgunst lugt aus jedem Winkel, in jeder Ecke lauern Reider; der ist ein Thor, der seine Feinde auf der Heerstraße sucht, im Busche liegen sie versteckt. Sie lassen dich Sorglosen vorüberziehen und treffen von hinten. —

Mißtrauen. Man hat das Mißtrauen die Heftigkeit der Freundschaft genannt; Mißtrauen des Volkes gegen die sie regierenden Behörden ist aber ein Krebschaden, der zerstörend immer weiter um sich kriecht. (K. Mächler.)

Mittagschlaf ist ein brennendes Licht am Tage.

(Hippel.)

Mucker (Homo miserabilis muckans). Ist überall zu Hause. Nährt sich von Gottesfurcht und süßen Redensarten, säuft Tinte und Wasser und frißt die Religion mit Löffeln. Zwei Mucker bilden ein Paar. Der Mucker hat seltene Neigung zur Sanftmuth und zum weiblichen Geschlecht, zeigt mehr Vorliebe für junge Frauen als alte Männer, und ist sehr tolerant gegen jede Intoleranz. —

Münzhäus ist die Wiege des Geldes, das, weil es so viel Unheil stiftet, zur Strafe geschlagen wird.

Murrköpfe sind Leute, die jede unschuldige Freude verdammen; wenn sie die Welt erschaffen hätten, würde sie gewiß ohne Frühling und das Leben der Menschen ohne Jugend seyn. (K. Mächler.)

Musen. Wie gut, daß die Musen unsichtbar sind! Was sollte sonst aus dem Studiren der Musenöhne werden! (R. Kovs.) — Sie können unmöglich Jungfrauen seyn, da die Poeten an ihren Brüsten saugen. —

Müßiggang gleicht dem Kost, verzehrt schneller, als Arbeit abnußt, und ein gebrauchter Schlüssel ist immer blank. Aber liebst du das Leben, so vergeude die Zeit nicht, denn sie ist der Stoff, aus dem das Leben gemacht ist. (B. Fränklin.)

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

× Unglaube ist schwarze Nacht, Aberglauben — eine Zauberlaterne. Bei der ersten sieht man nichts, bei der zweiten falsch; bei jener das nicht, was es ist, und bei dieser das — was nicht ist. —

× Was wirkt die Vernunft und der Unterricht bei manchem Menschen? — Nicht viel mehr, als daß der Bauer den Ochsen, und nicht der Ochse den Bauer treibt.

× Die Esche und die Eiche. Ein englisches Blatt, das sich gewöhnlich nicht mit naturhistorischen Gegenständen, sondern nur mit den Kornpreisen abgibt, die Mark Lane Express, enthält eine alte Wetterregel, die selten täuschen soll: wenn die Esche ihre Blätter vor der Eiche öffnet, so folgt gewöhnlich ein nasser Sommer; öffnet aber die Eiche ihre Blätter vor der Esche, so folgt gewöhnlich ein trockener Sommer. Diesmal hat die Eiche den Sieg davon getragen.

Maritätenkästlein.

○ Wie sich doch die Zeiten ändern! sprach einst der Dichter Aristarch. — Unsere Väter zählten nicht mehr als sieben Weise, und heut zu Tage zählt man kaum sieben Menschen, die sich nicht Weise nennen.

○ Die Taglioni tanzt und gefällt noch immer in München. „Wegen der herrschenden Noth“, bemerkt ein Münchner in der „Triesterischen Zeitung“ „und Theuerung waren die Eintrittspreise nicht erhöht, damit auch der Aermere — wie es hieß — so eine rare ätherische Kost genießen könne.“

○ Im Parterre des Pesther Theaters hing sich neulich ein Ungar aus Verzweiflung auf, weil er am Tage zuvor, ebenfalls im Parterre, von einem Menschen ein Paar Ohrfeigen erhalten hatte, und aus gänzlichem Mangel an Publikum, Niemanden fand, der ihm dies vor Gericht bezeugen konnte.

○ Warum weint sie so sehr? fragte Jemand die Frau eines Holzhackers. — Mein Mann hat mich entsetzlich geschlagen. — Ach, sagte dieser, es ist nicht halb so arg, ich habe sie nur mit dem Schneuztüchle gehauen. — Ja, erwiderte die Frau, aber er sagt nicht, daß seine fünf Finger sein Schneuztüchle sind.

○ Der Nürnberg'sche Korrespondent erzählt: „Sie müssen sich mit Schwefeläther heilen lassen, mein Fräulein!“ sagte unlängst ein junger Mann zu einem Mädchen, das sich gar sehr über Zahnschmerzen beklagte. „Mit was für Leder?“ fragte die Erstaunte.

○ Eine Ulmer Kellnerin, die vielleicht in ihrem ganzen Leben weiter nichts als Rechnungen und Quittungen unterschrieben hatte, wurde unlängst vor das Gericht citirt, um hier in einer Diebstahlsgegeschichte, zu deren Entdeckung sie wesentlich viel beigetragen hatte, ihre Aussagen zu machen. Nachdem dieses geschehen, wurde sie aufgefordert, das Protokoll zu unterschreiben, was sie denn auch mit den Worten that: „Mit Dank empfangen.“

○ Begleiten sie mich zu den beiden Mädchen mit der Schafwolle auf dem Kopfe, sagte Herr B. zu Herrn N. in der Leipziger Neujahrsmesse, wo man zwei Damen mit Wolle statt der Haare auf dem Kopfe als Naturwunder zeigte. — „Ach“, sagte Herr N., „lassen sie mich, ich komme schon von einem Naturwunder, ich habe aber einen Schafkopf gesehen mit Menschenhaaren!“

○ Jemand, der heirathen will, sucht einen erfahrenen Mann, der ihm davon abrebet.

○ „Welches ist die gierigste Nation?“ fragte ein Witzling. — „Die Franzosen, lautete die Erklärung, denn sie haben Algier.“

Preisräthsel.

Hiemit übergeben wir unsern Lesern das dritte der in diesem Monate erscheinenden vier leichteren Preisräthsel, eine Charade:

Perlt der Champagner im schäumenden Glase,
So rufet der Zecher dem Zecher wohl zu
Die erste der Sylben in voller Extase,
Bis Morpheus die Lustigen bringet zur Ruh'.

Kennt ihr Rentiers und vermögende Leute,
Die nimmer von Mangel und Armuth gedrückt;
Sie haben ganz sicher die wichtige Zweite,
Die lächelnd ihnen Fortuna geschickt.

Behende Lakaien und niedliche Zosen,
Beleibte Köchinnen, der Kutscher, der Knecht,
Die halten für's Ganze die Hände stets offen,
Drum ziehet die Börse und spendet nicht schlecht.

(Wir ersuchen hiemit die Preisbewerber in ihrem eignen Interesse, die Aufösungen erst dann einzusenden zu wollen, wenn das vierte Preisräthsel erschienen ist, um nicht zu doppelter und dreifacher Portoauslage veranlaßt zu werden.)